

Kultur- programm

Mitglieder der Jüdischen Gemeinde geben Einblick in das religiöse Judentum

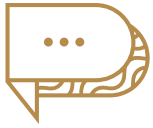


SCHABBAT-KERZEN werden angezündet
(Thorsten Schermund und Polina Solovej)

Foto © Susanne Rodemeier

Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Marburg bereicherten das Rahmenprogramm zur Ausstellung in unterschiedlicher Weise. Gemeindemitglieder wie Bella Izmaylova, Monika Bunk und Thorsten Schermund beteiligten sich an den wöchentlichen Führungen. Viele Besucher*innen nutzten die Möglichkeit, etwas über persönliche Facetten des Jüdisch-Seins zu erfahren und von Vertrauen geprägte Einblicke in Lebensgeschichten zu erhalten. Besondere Momente des Rahmenprogramms ermöglichten Polina Solovej und Thorsten Schermund, als sie die Besucher*innen an den Ritualen zu Beginn und am Ende des Schabbats teilhaben ließen.

Die Marburger Nacht der Kunst im Juni 2022 war der Anlass, in den Ausstellungsräumen im Rathaus das Anzünden der Schabbat-Kerzen zu zeigen und zu erklären. Thorsten Schermund erläuterte bei dieser Gelegenheit, dass jüdische Zeremonien in privaten Räumlichkeiten stattfinden, aber nicht an einen bestimmten Ort gebunden sind. Die Stunden bis zum Anzünden der Lichter um 21:17 Uhr vergingen mit weiteren Erklärungen und Gesprächen, bei denen die Besucher*innen und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde auf dem Sofa in den Ausstellungsräumen Platz nahmen. Polina Solovej hatte zwei Teelichter mitgebracht. Sie erzählte, dass sie diese immer bei



Der Schabbat endet, wenn man drei Sterne am Samstagabend am Himmel sehen kann.

sich habe und zum Anzünden des Schabbat-Lichts nutzen könne, falls sie Freitagabend einmal unterwegs sein sollte. In ihrem eigenen Haushalt zündet sie zu Beginn des Schabbat Kerzen an, die auf einem schmuckvollen Kerzenständer stehen. Thorsten Schermund übernahm an diesem Abend die Rolle des männlichen Hausvorstands und sprach den Kiddusch, den Schabbat-Segen, während Polina Solovej die weibliche Rolle dieses Rituals übernahm und die Kerzen anzündete. Ab dem Moment des Entzündens des Schabbat-Lichts sind nach jüdischem Religionsgesetz 39 Tätigkeitsbereiche verboten. Dazu zählt alles, was als Arbeit definiert ist, insbesondere alles, was mit dem Entzünden von Feuer verbunden ist – je nach theologischer Ausrichtung kann das An- und Ausschalten elektrischer Stromkreisläufe auch dazu gezählt werden.

Thorsten Schermund erläuterte an diesem Abend: Der Schabbat beginnt am Freitagabend mit Einbruch der Dämmerung und endet am Samstagabend. 18 Minuten nach Sonnenuntergang vollzieht man den Kiddusch. Der Schabbat endet, wenn man drei Sterne am Samstagabend am Himmel sehen kann. Die religiösen Schriften des Judentums sind nicht eindeutig in der Frage, ob die Dämmerung zum Schabbat gehört und falls sie dazugehört, ob die Dämmerung zu Beginn

des Schabbats nach dem Sonnenuntergang gemeint ist, oder doch die Dämmerung am Ende des Tages. Um sicher zu gehen, verlängert man den Schabbat entsprechend und dehnt ihn auf beide Dämmerungszeiten aus. Das Für und Wider derartiger Regeln diskutieren Rabbiner häufig. Sie überlegen, wie die Gesetze im Talmud auszulegen und umzusetzen sind – und sind sich dabei nicht immer einig. Die Diskussionen sind nie abgeschlossen und werden fortlaufend in kommentierten Talmud-Ausgaben veröffentlicht.

Am Samstagabend des Marburger Stadtfestes zeigte und erklärte Thorsten Schermund das Ritual zum Ende des Schabbats, die Havdalah-Feier. Mit diesem Ritual wird der Schabbat von den gewöhnlichen Wochentagen getrennt. Es begann erst um 22:30 Uhr, als mit Sicherheit drei mittelgroße Sterne am Marburger Himmel

Alles ist für die
HAVDALAH-
FEIER vorbereitet
(Thorsten
Schermund
beantwortet Fragen
der Ausstellungs-
besucher*innen)

Foto © Susanne Rodemeier





Havdalah-Kerze, Kiddusch-Becher, Besamim-Dose
(Privatbesitz: Thorsten Schermund; Foto © ders.)



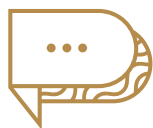
Havdalah-Kerze, Kiddusch-Becher,
Besamim-Dose
(Objekte der Religionskundlichen Sammlung;
Foto © Susanne Rodemeier)

zu sehen waren. Koscherer Wein oder Traubensaft wurde in einen Kiddusch-Becher geschenkt, die Besamim-Dose mit wohlriechenden Gewürzen gefüllt und dann wurde die geflochtene, aus drei Dochten bestehende, Havdalah-Kerze angezündet. Thorsten Schermund sprach in der vorgeschriebenen Reihenfolge den Segen: erst über den Wein, dann über die Gewürze und schließlich über das Licht. Anschließend trank er einen Schluck und löschte die Kerze auf dem großen Teller mit Wein. Die Gäste bekamen ebenfalls Wein oder Traubensaft. Mit diesem Ritual wird also der Schabbat von den gewöhnlichen Wochentagen getrennt. Havdalah bedeutet Trennung. Der wohlriechende Duft, der dem Besamim-Behälter entströmt, versinnbildlicht das Angenehme des Schabbats und unterstreicht die Abgrenzung dieses Feiertags vom Alltag. Die Woche kann mit dem Gruß „Gute Woche! Schawua tov!“ beginnen.



Einen Eindruck von der IM ALLTAG PRAKTIZIERTEN JÜDISCHEN TRADITION vermittelte Thorsten Schmermund, als er weitere Objekte aus dem jüdischen Ritus in die Ausstellung brachte, diese erklärte und Fragen beantwortete.

Fotos © Susanne Rodemeier und Heike Luu

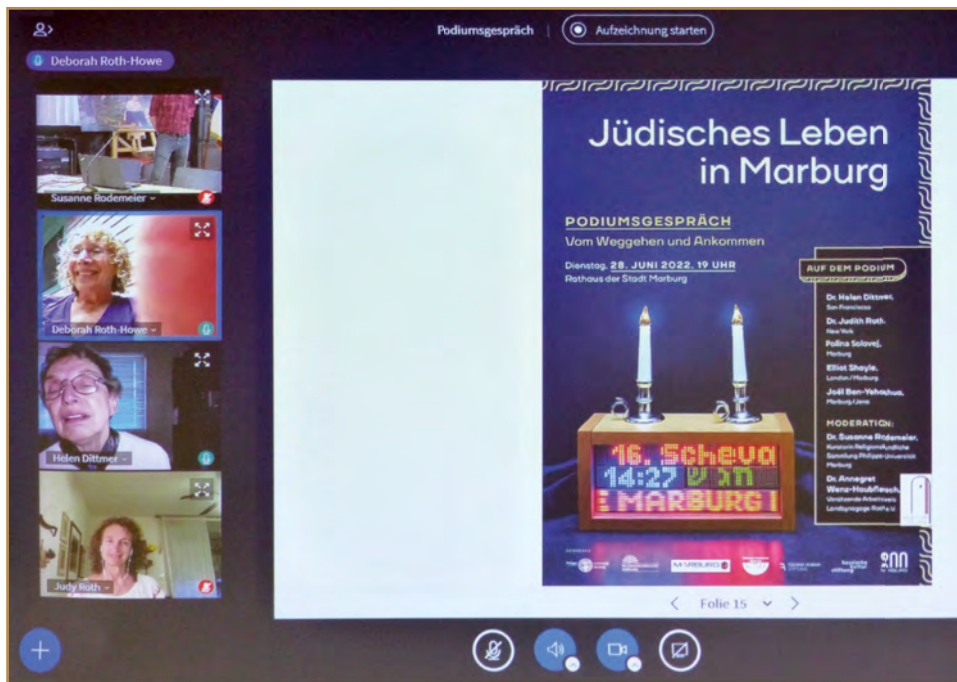


Die Woche kann mit dem Gruß „Gute Woche! Schawua tov!“ beginnen.

Podiumsgespräch: Vom Weggehen und Ankommen

Einen Teil des kulturellen Rahmenprogramms bildete am 28. Juni 2022 ein Podiumsgespräch im historischen Rathausaal der Stadt Marburg. Unter der Überschrift „Vom Weggehen und Ankommen“ wurde aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln auf jüdisches Leben in Marburg und Umgebung geschaut. An dem Gespräch nahmen Dr. Helen Roth Dittmer und Dr. Judith Roth, zwei Nachfahrrinnen von Schoah-Überlebenden aus dem Dorf Roth bei Marburg, teil. Beide leben jetzt in den USA und waren online zugeschaltet.

Auf dem Podium in Marburg saßen zwei weitere Teilnehmer und eine Teilnehmerin: Polina Solovej wanderte in den 1990er Jahren gemeinsam mit ihrem Mann aus Russland nach Marburg ein. Elliot Samuel Shayle stammt aus einer jüdischen Familie in Großbritannien und promoviert in Marburg. Joël Ben-Yehoshua war der einzige Teilnehmer mit jüdischen Wurzeln, der in Hessen aufwuchs und in Marburg studierte. Mit der Auswahl der Gäste wurde der Facettenreichtum jüdischer Lebenswege mehrerer Generationen thematisiert, wobei alle Wege einen Bezug zu Marburg haben.



PODIUMS- GESPRÄCH:

Dr. Helen Roth Dittmer und Dr. Judith Roth werden online live aus den USA dazugeschaltet.

Verbindendes Element war ferner das „Weggehen und Ankommen“, das zwar unter unterschiedlichen Voraussetzungen stattfand, jedoch für alle eine prägende Lebenserfahrung war.

Migration hat im 20. und im beginnenden 21. Jahrhundert vor unterschiedlichem Hintergrund stattgefunden und das Jüdisch-Sein der Gesprächsteilnehmenden bestimmt. Häufig berichten gerade deutsche Jüdinnen und Juden, dass viele Familienmitglieder – seit Generationen – auf „gepackten Koffern sitzen“. Bereits im Rahmen der Vorbereitung der Ausstellung fiel uns auf, dass in unseren Gesprächen Erzählungen darüber, woher man kam und wohin man ging, viel Raum einnahmen.

Die Schoah bedeutete für Marburg, dass jüdisches Leben ausgelöscht wurde und nach 1945 nur mühsam wieder erwachte. Im Umland der Stadt gibt es bis heute kein jüdisches Leben mehr. Erst durch die Zuwanderung ab 1992 aus der ehemaligen Sowjetunion erfuhr die jüdische Gemeinschaft starken Mitgliederzuwachs mit einem für das Gemeindeleben wichtigen und positiven Effekt: Endlich gab es wieder einen Minjan, die für viele religiöse Verpflichtungen vorgeschriebene Zahl von zehn anwesenden Männern über 13 Jahren. Die Synagoge konnte von nun an ein Ort für eine vollwertige Betgemeinde sein.

Das Podiumsgespräch wurde zweisprachig in Deutsch und Englisch geführt, da drei der Teilnehmenden kein bzw. wenig Deutsch verstanden. So konnten alle in ihrer Muttersprache sprechen

und dennoch darauf vertrauen, dass auch die Zwischentöne in den Erzählungen mit der notwendigen Sensibilität von den Sprecher*innen der anderen Sprache gehört wurden.

Das Podiumsgespräch begann mit einer kleinen Vorstellungsrunde aller Teilnehmer*innen, die die Moderatorinnen einleiteten. Auch sie stellten sich dabei mit sehr persönlichen Einblicken in ihre Beweggründe vor, sich mit Judentum und Migration zu befassen. Damit wurde der Raum geöffnet, dass alle Beteiligten ebenfalls den Mut fanden, relativ offen über Gefühle, Ängste, Nöte und Wünsche zu sprechen. Im Folgenden können sowohl die kurzen Texte, mit denen sich die Teilnehmer*innen des Podiums dem Publikum vorstellten, als auch die anschließende Gesprächsrunde nachgelesen werden.

Moderation:

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH
UND SUSANNE RODEMEIER

SUSANNE RODEMEIER: Ich wohne seit 2018 in Marburg, seit ich Kuratorin der Religionskundlichen Sammlung bin. Aufgewachsen bin ich in der Nähe von München, wo ich auch in die weiterführende Schule ging und Ethnologie studierte. Studium und anschließende Forschungsprojekte führten mich über mehr als dreißig Jahre immer wieder nach Indonesien. Von Forschungen in Indonesien ausgehend entwickelte ich thematische Interessen: Welche Bedeutung hat Glaube, haben Religionen und Weltvorstellungen im Leben von Menschen, die nicht in Europa aufgewachsen sind? Das würde ich gerne verstehen und führe deshalb immer wieder innerhalb und außerhalb Europas entsprechende Forschungen durch. Ausgehend von Lokalreligionen, habe ich mich mit lokalen Reaktionen auf das Vordringen von Islam und Christentum befasst und nun, in der Vorbereitung der Ausstellung zum Judentum in Marburg, habe ich versucht zu verstehen, was es bedeutet, in Marburg als Jüdin oder Jude zu leben.

Zu meinen Beweggründen, mich mit Judentum zu befassen, kann ich nichts Spezifisches sagen. Vielleicht aber so viel, dass ich mir Zeit meines Lebens vorgenommen habe, nicht wegzusehen, wenn mir auffällt, dass etwas nicht in Ordnung ist. Wir wissen alle, dass das nicht einfach ist. Dieses Anliegen beruht wesentlich auf meiner deutschen Staatsangehörigkeit, aber auch darauf, dass meine Eltern in Schlesien bzw. in Königsberg aufwuchsen und gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in den Westen flohen. Für uns Nachkommen, meine beiden Brüder und mich, war es immer klar,



MODERATION: Annegret Wenz-Haubfleisch (links) und Susanne Rodemeier (rechts).

Foto © Heike Luu

dass wir Kinder von „Flüchtlingen“ sind. Meine Klassenkamerad*innen in meiner kleinen Dorfschule sorgten dafür, dass ich das wusste. Ob dies daran lag, dass meine Mutter erfolgreich verhinderte, dass ich Dialekt sprach, weiß ich nicht. Aber es trug sicherlich dazu bei, dass ich Ausgrenzung und Hänselei ausgesetzt war. Als ich zum Studium in die Stadt zog, verschwand die Zuschreibung „Flüchtling“.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Ich bin in dem Dorf Roth südlich von Marburg aufgewachsen, in Marburg zur Schule gegangen und habe hier Geschichte und Englisch studiert. Ich arbeite als Archivarin im Hessischen Landesarchiv. In den 1980er Jahren habe ich erste Kontakte zu jüdischen Überlebenden aus Roth aufgebaut und mich zusammen mit anderen Aktiven für die Erhaltung der Synagoge in Roth und ihre Nutzung als Gedenk-, Kultur- und Bildungsort eingesetzt. Ich war 1996 Gründungsvorsitzende und bin nach längerer beruflicher Abwesenheit seit 2011 erneut Vorsitzende des Arbeitskreises Landsynagoge Roth.

Mir und uns als Verein sind unsere Beziehungen zu jüdischen Überlebenden aus Roth und ihren Nachkommen sehr wichtig. Sie bestanden zuerst zu der Familie Roth, Helen Roth Dittmers beiden Brüdern, bald auch zu anderen jüdischen Familien. Inzwischen kommt bereits die vierte Generation zu Besuch. Zu Beginn war die Erinnerung der Überlebenden ganz wichtig für unsere eigene historische und Gedenkarbeit, aber wir hatten auch das Anliegen, ihnen in ihrer früheren Heimat das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, die Möglichkeit zum Anknüpfen an Vergangenes und Verlorenes, zum Gedenken ihrer ermordeten Angehörigen und zum Besuch der Gräber ihrer Vorfahren zu haben. Bei den jüngeren Generationen lag uns am Herzen, ihnen einen Anknüpfungspunkt an ihre unbekannten Wurzeln zu vermitteln, sie spüren zu lassen, das ist das Dorf und die Landschaft, die meine Vorfahren geprägt haben, dieses Haus hat ihnen gehört, in dieser Synagoge haben sie gebetet, dort sind ihre Toten bestattet. Mit der Zeit sind sehr persönliche Beziehungen entstanden. Oft fielen bei solchen Besuchen die Worte *healing and reconciliation* – Heilung und Versöhnung.

POLINA SOLOVEJ: Ich lebe seit 26 Jahren mit meiner Familie in Marburg. Ich habe drei Kinder (24, 22 und 11 Jahre). Alle sind in Marburg geboren und aufgewachsen. Ich habe an der Philipps-Universität Marburg Informatik studiert und arbeite seit 2010 im Hochschulrechenzentrum. Aufgewachsen bin ich in Sankt Petersburg (Leningrad) in Russland. Unsere Familie hatte keine große Verbindung zur jüdischen Religion. Es gab nur die Hamantaschen zu Purim und Matze an Pessach. Über Religion oder Tradition wurde nie gesprochen. Meine Eltern haben sich immer als Atheisten bezeichnet. Sie müssen bedenken, dass Religion in der kommunistischen Zeit verboten und religiöse Menschen verfolgt wurden. Trotzdem hat meine Großmutter versucht,

die Tradition irgendwie beizubehalten. Mit ihren Cousinen hat sie übrigens nur Jiddisch gesprochen. Das war ihre Muttersprache. Meine ersten intensiveren Begegnungen mit der jüdischen Kultur und Religion begannen mit der Perestrojka zur Zeit Gorbatschows. Religion war wieder erlaubt worden und die orthodoxen Juden aus Israel haben in den größeren Städten religiöse Schulen für Kinder und auch für Erwachsene eröffnet. Gleichzeitig sind neue jüdische Gemeinden gebildet worden. Seit unserer Ankunft in Marburg gehört meine Familie zur Jüdischen Gemeinde. Meine Kinder waren im Grundschulalter in der Sonntagsschule und später besuchten sie den Religionsunterricht in der Synagoge. In der Familie halten wir jüdische Tradition, Gesetze und Feiertage so weit wie möglich ein und versuchen bei allen Aktivitäten in der Gemeinde dabei zu sein.



Polina Solovej

Foto © Heike Luu

HELEN ROTH DITTMER: Ich wurde am 3. Januar 1939 in Chicago, Illinois (USA), geboren. Das war sieben Monate, nachdem meine Eltern Markus und Toni Roth und meine Geschwister Herbert, Irene und Walter als Flüchtlinge vor Nazi-Deutschland in Chicago ankamen. Später erfuhren wir, dass meine Großmutter Bertha Stern und ihre beiden Söhne Hugo und Louis in Auschwitz starben. Jenny, die Schwester meines Vaters starb ebenfalls.

Wir waren eine konservative jüdische Familie, lebten koscher, zündeten Freitagabend Kerzen an und gingen am Samstagmorgen zum Gottesdienst in unsere nahe gelegene Synagoge Habonim. Glücklicherweise waren wir in eine Gemeinde mit anderen deutschen Flüchtlingen und einigen Verwandten gekommen, und so fühlten sich meine Eltern von Tanten und Cousins in der Nähe unterstützt. Der vorherrschende Geist in der Familie war zuerst das Überleben und dann der Erfolg. Mein Vater Markus arbeitete als Metzger in den Schlachthöfen, meine Mutter mühte sich damit ab, Englisch zu lernen und die Familie großzuziehen, und meine Brüder bemühten sich, sich zu integrieren und erfolgreich zu sein. Meine Schwester hatte ihre eigenen Herausforderungen zu meistern. Jeder von ihnen war bewundernswert.

Ich wuchs in Chicago auf und studierte an der University of Chicago, wo ich 1977 in Geschichte promovierte. 1973 heiratete ich Lowell Dittmer. Wir haben einen Sohn Mark. Nachdem wir in Buffalo, New York, Hongkong und Ann Arbor, Michigan, gelebt hatten, ließen wir uns in Piedmont, Kalifornien, nieder, während Lowell an der University of California in Berkeley Politikwissenschaften lehrte. Ich unterrichtete einige Jahre lang Geschichte in der Bay Area und wurde dann, nachdem ich einen Hochschulabschluss in Kommunikationswissenschaften erworben hatte, Bibliothekarin.

JUDITH ROTH: Ich empfinde es als ein Privileg, heute Abend hier zu sein. Es gibt einen hebräischen Ausdruck, an den ich immer wieder denke, während ich hier sitze: Es ist nicht ‚muvaḥ me’ei-lav‘ – es ist nicht selbstverständlich, dass wir alle zusammenkommen und unsere Erfahrungen über unterschiedliche Geschichten und Realitäten hinweg miteinander teilen können. Ich denke, das wird für Helen und für mich wirklich zutreffend sein. Und ich möchte sagen, dass Dr. Annegret

Wenz-Haubfleisch zusammen mit dem Arbeitskreis der Synagoge in Roth eine außergewöhnliche Brücke errichtet hat, die es uns ermöglicht hat, uns jahrelang mit dem Erbe der Zwangsmigration unserer Familie und den Auswirkungen des Holocausts auseinanderzusetzen. Es ist unglaublich bewegend, hier zu sein. Vielen Dank auch an Prof. Dr. Edith Franke und Dr. Susanne Rodemeier für die Einladung und die Idee.

Ich bin Helens Nichte, das heißt, ich gehöre auch zur zweiten Generation. Ich selbst bin nie vertrieben worden oder ein Flüchtling gewesen. Und doch wurde mir, seit ich mich erinnern kann, gesagt, ich sei ein Kind von Flüchtlingen. Der Holocaust hat mich als Mensch tief geprägt.

Ich bin heute hier mit anderen Menschen, die auf meinen Schultern sitzen: Auf der einen Seite stehen meine Eltern, meine Geschwister, Verwandten und Vorfahren. Auf der anderen Seite sitzen meine Kinder. Frau Dr. Rodemeier, Sie berichten in Ihrer persönlichen Vorstellung, dass Sie sich dafür interessieren, was es bedeutet, als Jude in Marburg zu leben. Ich interessiere mich für eine verwandte Frage: Was bedeutet es, heute irgendwo als Jude zu leben, und welche Verantwortung haben wir?

Ich bin in den 1960er und 1970er Jahren in Chicago aufgewachsen, in einer Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs. Das Judentum war ein wichtiger Mittelpunkt unseres Familienlebens. Wir lebten in einer vielfältigen Gemeinschaft, blieben aber weitgehend in der jüdischen Welt. Wir erfuhren früh, dass wir Kinder von Flüchtlingen und Opfern des Holocausts waren – eine Identität, die untrennbar mit unserer jüdischen Identität verbunden war.

Mein Vater Walter (Wally) Roth wurde 1929 in Roth, Deutschland, geboren. Er war einer der Brüder von Helen. Im Jahr 1938 wanderte er

zusammen mit seinem älteren Bruder Herbert, seiner älteren Schwester Irene, seinem Vater Markus und seiner Stiefmutter Toni Stern in die USA ein. Die Familie meiner Mutter, die ursprünglich aus Polen stammte, zog in den 1920er Jahren nach Berlin. Der Vater meiner Mutter wurde bei Kriegsbeginn in Sachsenhausen getötet, und meine Mutter, damals noch ein kleines Mädchen, wurde zusammen mit ihrer Schwester für fünf Jahre in ein Leben aus Flucht und Verstecken katapultiert, das sie von Deutschland nach Holland, Belgien, Frankreich, Italien und schließlich nach Palästina führte. Die Mutter meiner Mutter war die Enkelin eines chassidischen Rebbe, der ein Shtetl in Berlin besaß. Als ich aufwuchs, wusste ich sehr wenig über seine Praktiken oder über den Chassidismus.

Mein Vater und meine Mutter machten Chicago zu ihrer neuen Heimat. Sie haben uns dazu erzogen, am jüdischen Leben teilzunehmen – Synagoge, jüdische Ganztagschulen, Jugendbewegungen und jüdische Sommerlager prägten es. Die Feiertage und der Schabbat waren wichtige Momente des Zusammenseins mit Familie und Freunden. (Auch heute noch versammeln wir uns am Vorabend des Schabbats auf ZOOM.) Meine Eltern bemühten sich, ein jüdisches Leben zu schaffen, das neu, belebend und akademisch war. Meinem Vater war es besonders wichtig, dass er in den jüdischen Gemeinden, in denen er sich engagierte, Führungsaufgaben übernahm. Er machte die jüdische Gemeinde in Chicago zu seiner eigenen. Die Beschäftigung mit Israel und all den herausfordernden Fragen der Zeit waren ebenfalls zentrale Themen in der Familie.

Wie meine Eltern habe auch ich als Mutter versucht, meinen Kindern zu helfen, sich in jüdischer Hinsicht zu bilden, Fragen zu stellen und Gemeinschaften zu finden. Das Judentum hat zwei Werte, die für mich besonders bedeutsam waren: Tikkun

Olam (die Welt reparieren) und Livui Ruchani (geistige Begleitung). Zusammen mit dem Gebet und den Ritualen hoffte ich, dass sie dadurch ein Gefühl dafür bekommen würden, dass das Leben heilig ist. Ich wollte auch, dass meine Kinder die Gefahren begreifen, denen die jüdische Gemeinschaft ausgesetzt ist, und ebenso die, für die die jüdische Gemeinschaft verantwortlich ist – und dass sie sich mit den Unterschieden zwischen jüdischer Ermächtigung und Machtmissbrauch auseinandersetzen. Mein Sohn sagt vielleicht, ich habe mein Leben damit verbracht, persönlich und beruflich herauszufinden, was man braucht, um eine Vertreibung psychisch zu überleben. Meine Tochter sagt vielleicht, dass ich nicht gesehen habe, wie viel an Ritual, Gebet und spiritueller Inbrunst auf dem Weg verloren gegangen sind. Beides ist wahr.

Ich bin klinische Psychologin und Psychoanalytikerin und beschäftige mich mit den existenziellen Fragen der Erwachsenenentwicklung und damit, wie Vertreibung und Einwanderung über Generationen hinweg nachhallen. Aber ich glaube auch, dass das, was wir sind, vieles von dem vermittelt, was wir zur Heilung brauchen. Es geht darum, diese Quellen der Kraft zu finden. Ich habe das Privileg, in der humanitären Begleitung tätig zu sein. Bei dieser Arbeit geht es um die Unterstützung von Kollegen, die an der Front arbeiten, auch in Palästina/Israel.

Im September 2021 erhielten meine Kinder und ich mit Hilfe von Dr. Annegret Wenz-Haubfleisch die deutsche Staatsbürgerschaft zurück. Diese Rückkehr war uns wichtig angesichts der Zeiten, in denen wir leben.

Ich wiederhole es: Es ist ein Privileg, heute bei Ihnen zu sein.



Foto © Heike Luu

ELLIOT SAMUEL SHAYLE | אליוט שמואל שיי

Ich wurde 1995 in Watford, einer Stadt nördlich von London, geboren. Wie die meisten britischen Juden sind meine Eltern Melanie und Richard beide säkulare, moderne orthodoxe Juden. Folglich sind meine Erziehung und meine frühen Lebenserfahrungen ziemlich typisch für jemanden meiner Generation, der in der „jüdischen Blase“ im Norden Londons aufgewachsen ist. Im Gegensatz zur heutigen deutsch-jüdischen Gemeinschaft haben die meisten britischen Juden eine ziemlich lange Familiengeschichte im Vereinigten Königreich. Ich bin die 5. und 6. Generation meiner Familie, die im Vereinigten Königreich geboren wurde, und unsere Gemeinde fühlt sich im Allgemeinen sehr „sesshaft“ und „britisch“.

Ich besuchte jüdische Schulen für meine Grundschul- und den größten Teil meiner Sekundarschulbildung. Trotz meiner jüdischen Erziehung war mein Hebräisch nie besonders gut und ich fand die Shul (Synagoge) immer langweilig! Es fiel mir schwer, jemals eine tiefe, spirituelle Verbindung zu den religiösen Elementen des Judentums zu spüren, und ich zog es vor, mich als Brite zu betrachten. Aufgrund mangelnder Unterstützung für meine Behinderung verließ ich die jüdische Schule im Alter von 17 Jahren und wechselte auf eine kulturell sehr vielfältige Schule in London. Dort wurde mir bewusst, dass ich

AUF DEM PODIUM:

Elliot Samuel Shayle und Joël Ben-Yehoshua (u.l.)

tatsächlich eine tiefe Verbindung zur kulturellen und philosophischen Seite meiner jüdischen Identität hatte. Seitdem habe ich immer versucht, in der jüdischen Gemeinschaft aktiv zu bleiben und jüdische Werte zu verkörpern. Obwohl ich nur selten in die Synagoge gehe, war ich eine Amtszeit lang Schatzmeister der Jüdischen Gesellschaft der Universität Liverpool, habe an einer „Birthright“-Reise¹⁴ nach Israel teilgenommen und stelle oft meine Liebe zu frischen Bagels heraus.

Ich glaube, die jüdische Kultur legt weltweit großen Wert auf Bildung, und ich habe die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens als Student verbracht. An der University of Liverpool und dem University College London (UCL) habe ich Biologie studiert und mich schließlich auf Evolution und Naturschutz konzentriert. In den letzten Jahren beunruhigte mich die Zunahme des Antisemitismus im Vereinigten Königreich und insbesondere in der Studentenschaft, aber ich hatte das Glück, dass ich als Kind nur wenige Fälle von offenem Antisemitismus erlebte. Meine Mutter hatte nicht so viel Glück. Sie wurde als Kind häufig antisemitisch schikaniert, was sie zutiefst verunsicherte. Obwohl keiner dieser Menschen Deutscher war, bleibt sie Deutschland gegenüber aufgrund des Holocausts misstrauisch. Dennoch war sie begeistert, als ich ihr ankündigte, dass ich nach Marburg ziehen würde, um dort im Bereich Waldschutz zu promovieren, und sie besuchte mich im Mai sogar!

¹⁴ Die Organisation Birthright Israel bietet Jüdinnen und Juden zwischen 18 und 26 Jahren kostenlose Reisen nach Israel an: <https://de.birtherightisrael.com> [zuletzt aufgerufen am: 24.02.2023].

JOËL BEN-YEHOSHUA: Ich wurde Ende 1991 in Hadamar bei Limburg an der Lahn als Sohn einer protestantisch-deutschen Mutter und eines jüdisch-israelischen Vaters geboren. Bis zum Studium habe ich im 1200-Seelen-Dorf Mensfelden gewohnt, bin in einem anderen Dorf zur Grundschule und später in Limburg ins Gymnasium gegangen. Meine Umgebung war stets protestantisch und katholisch geprägt. Als Kind war ich wenige Male in der Synagoge in Wiesbaden. Weil ich in Israel Familie habe, war ich oft dort und wurde zweisprachig erzogen.

Durch meinen ungewöhnlichen Vor- und Nachnamen („Joël“ mit „Jo“ wie in „Johannes“) wurde ich oft mit meinen jüdischen Wurzeln konfrontiert, besaß aber wenig Wissen über das Judentum. Ich erinnere mich daran, wie mir in der Schule schon früh Mitschüler*innen den Nahostkonflikt erklären wollten. Dumme Sprüche hin und wieder gab es natürlich auch, bis hin zu einer symbolischen Zwangstaufe im Vollrausch auf der Abifahrt. Durch den erstarkenden Antisemitismus begann ich mich ab 2014 politisch dagegen zu engagieren und zu organisieren. Das führte auch dazu, dass ich das erste Mal mit Jüdinnen*Juden im gleichen Alter kontinuierlich in Kontakt kam.

In Marburg habe ich von 2012 bis 2020 gelebt, Physik und Philosophie studiert und zuletzt am Institut für Philosophie gearbeitet und gelehrt. Seit 2020 arbeite ich in Jena in einem Projekt zum Antisemitismus in Thüringen. Im August beginne ich eine Promotion zum Thema „Die Säkularisierung christlich-antijüdischen Denkens im Rahmen der Aufklärung“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Außerdem engagiere ich mich weiterhin politisch gegen jede Form von Antisemitismus. Erst in den letzten Jahren habe ich begonnen, mich mit jüdischen Texten und Traditionen intensiver auseinanderzusetzen und zu identifizieren, um mich eben nicht nur mit den

Schattenseiten des Jude-Seins, sondern auch mit den schönen Seiten zu beschäftigen.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH: In den persönlichen Vorstellungen unserer Podiumsteilnehmer und –teilnehmerinnen ist schon einiges zum Thema Weggehen und Ankommen angekommen. Wir haben gehört, woher sie oder ihre Vorfahren stammten und wohin sie gegangen sind. Diese Themen wollen wir nun vertiefen und dabei mit dem Aspekt des „Weggehens“ beginnen. Helen Roth Dittmers Eltern und Judith Roths Vater sind aus Roth bei Marburg weggegangen und in Chicago gelandet, Polina Solovej, Elliot Samuel Shayle und Joël Ben-Yehoshua haben andere Orte verlassen und sind in Marburg angekommen. Und nun unsere Frage: „Welche Bedeutung hatte das Weggehen für Sie persönlich bzw. für Ihre Familie und was bedeutet dieses Weggehen für Sie aus heutiger Sicht, im Rückblick?“

Wir möchten jetzt gerne chronologisch vorgehen, mit dem Weggang der Familie Roth nach Chicago 1938 beginnen und die Sichtweise von Helen Roth Dittmer und dann von Judith Roth als Vertreterin der nächsten Generation kennenlernen.

HELEN ROTH DITTMER: Wie ich bei meiner Vorstellung bereits sagte, war ich noch nicht geboren, als meine Familie Roth im Juni 1938 verließ und sich in Chicago ansiedelte. Sie ging nicht freiwillig, sondern wurde hierzu gezwungen. Mein Vater war ein stolzer Deutscher. Er hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft und dafür eine Auszeichnung erhalten. Er ließ, wie ich bereits sagte, einen Bruder und eine Schwester zurück – Bruder Moritz, dem es 1939 gelang, mit seiner Familie nach England zu fliehen, und seine Schwester Jenny, die aus Frankfurt deportiert und ermordet wurde.

Wenn ich an ihre Abreise denke, kann ich mir vorstellen, dass sie mit einem Gefühl von Angst und

Sorge erfüllt waren. Sie waren durchaus nicht unwissend, was auf sie zukommen würde. Immerhin schickten sie ihren ältesten Sohn Herbert nach Marburg zum Englischunterricht; ich glaube, das war 1936. Aber dennoch war es für sie ein unglaublicher Albtraum, den sie erleben mussten.



SCHRANK aus dem Familienbesitz Roth Dittmer

Ich habe einen Schrank, den Sie auf dem Foto sehen: Meine Eltern haben ihn 1938 gekauft. Es war ihnen nicht erlaubt, Devisen aus Deutschland auszuführen, also kauften sie Möbel. Ich weiß nicht, was sie sonst noch erworben haben. Aber dieser Schrank, den Sie hier vor sich sehen, stand bei meinen Eltern im Wohnzimmer, und jetzt steht er im Familienzimmer unseres Hauses. Ich muss zugeben, er fällt schon auseinander, aber mein Sohn erachtet ihn als Familienantiquität, und das ist uns allen wichtig.

Für meine Brüder und meine Schwester war es geradezu traumatisch, ins Ausland gehen zu müssen. Anders kann man es nicht ausdrücken. Mein Bruder Herbert war 14, fast 15, und er begann tatsächlich zu spüren, dass er dort in Roth seinen Platz hatte. Er hatte Freunde. Er spielte Fußball, und plötzlich wurde er rausgeworfen. Walter war jünger, 9 Jahre alt. Irene war 13. Sie hatten alle den Verlust ihrer Mutter Selma erlitten, die 1934 starb, kaum dass die Nazis an die Macht gelangt waren. So kamen schreckliche Ereignisse zusammen. Sie erlitten diesen Verlust ihrer Mutter, und dann wurden sie obendrein aus ihrem Land vertrieben. Man kann es nicht anders beschreiben: Eine Tragödie folgte auf die nächste.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH: Ich danke Dir sehr herzlich, Helen, dass Du uns hast teilhaben lassen, in welcher schrecklichen Situation sich Deine Familie befand, als sie auswandern musste. Ich möchte jetzt Judy einbeziehen, die ja eine Tochter von Helens Bruder Walter ist. Judy, ich möchte Dich fragen, welchen Einfluss dieses Weggehen der Familie aus Roth auf dein Leben genommen hat.

JUDITH ROTH: Nach Helen zu sprechen, ist nicht so einfach. Es ist sehr bewegend und macht mich eigentlich sprachlos. Wir haben in der Vorbereitung auf diesen Abend viele Gespräche miteinander, mit Annegret und mit meiner Tochter geführt. Ich glaube, man kann schwerlich das, was der Familie Roth zugestoßen ist, als „Weggehen“ bezeichnen. Es war Vertreibung. Es war Flucht. Es war ein Trauma. Sie hatten keine Wahl. Und das Trauma hallte nach und hörte nicht auf, denn es gab Demütigungen in Deutschland. Die Erniedrigung und Entwürdigung setzten sich fort, als sie sich in Chicago niederließen. Ich wurde 23 Jahre nach ihrer Ankunft geboren, also habe ich als Kind all das nicht verstanden. Ich habe es gelernt. Ich habe es gleichsam gerochen. Es gab vorzeitige

Todesfälle. Es gab viel Schmerz und Depression. Meine Großmutter in Chicago, Helens Mutter, war sehr traurig und immer besorgt. Sie kümmerte sich oft um mich, denn meine Mutter hatte eine Mutter in Belgien, die während des Holocausts ebenfalls eine junge Mutter gewesen war, und auch sie war traurig. Darum flog meine Mutter oft nach Belgien, um sich um sie zu kümmern. Es existierte also ein Gefühl von etwas Schrecklichem. Ich glaube, als zweite Generation habe ich versucht, das zu verstehen. Ich bin mir bewusst, dass mein Vater, wenn er noch am Leben wäre, das, was ich hier sage, vielleicht nicht gut finden würde. Er und meine Mutter waren bestrebt, ihr Leben in Chicago wunderbar zu gestalten. Sie engagierten sich in Kultur und Bildung. Sie hatten ein großartiges Leben und drängten uns, auch ein solches Leben zu erlangen. Mein Vater wollte glauben, dass wir die Last dessen, was geschehen war, nicht spürten. Und natürlich waren wir unvergleichlich besser geschützt. Aber der Schmerz und die Qualen, die im Familienethos mitschwangen, verschwanden nicht völlig. Was ich damit sagen will, ist, dass ich mir als zweite Generation einen Reim auf die Dinge machen musste, die nicht gesagt wurden. Und ich denke, das gilt vielleicht auch für die dritte Generation. Ich höre das von Kindern.

Es wurde so sehr darauf gedrängt, ein erfolgreiches Leben zu führen, neu anzufangen, für meinen Vater und Herbert und Helen etwas aufzubauen – und dafür zu sorgen, dass es uns als Kindern von Flüchtlingen gut geht –, dass nicht viel über die Größe von Verlust und Scham gesprochen wurde, mit denen die Familie leben musste. Wir mussten es herausfinden – es fühlen, es sehen, es in Worte fassen –, ohne uns darin zu verlieren oder dadurch Schaden zu nehmen.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH: Vielen Dank Helen und Judy, dass ihr uns mitgenommen habt in die Situation des „Weggehens“ Eurer

Familie aus Roth – eine viel zu neutrale Formulierung, die der tiefen Tragik nicht gerecht wird, und die Folgewirkungen auf die nächste Generation. – Ich würde jetzt gerne auf die andere Seite des Podiums wechseln und Polina Solovej fragen: Was bedeutete es für Sie, aus Sankt Petersburg wegzugehen in ein fremdes Land, nach Deutschland.

POLINA SOLOVEJ: Ich bin nicht aus Sankt Petersburg weggegangen, ich habe Russland verlassen. Die Idee, aus Russland zu emigrieren, hatte ich schon lange. Bereits im Teenager-Alter hegte ich diesen Wunsch. Es geschah nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern es war der Antisemitismus in Russland, der mich dazu gebracht hat. Wir sagen immer, in Deutschland gibt es Antisemitismus. Aber man kann ihn überhaupt nicht mit dem Antisemitismus vergleichen, der in Russland herrscht. Schon im Schulalter hatte ich immer mit Antisemitismus zu tun. Ich habe lange Zeit überlegt, ob ich lieber nach Deutschland oder nach Israel umziehen möchte. Während meiner Schulzeit machten wir eine Klassenfahrt nach Deutschland, und damals habe ich entschieden: Ja, das ist das Land, in dem ich leben will. Deswegen haben wir Deutschland gewählt. Übrigens war meine Oma energisch dagegen, dass ich nach Deutschland umziehe. Sie kommt aus Weißrussland und hat fast ihre ganze Familie im Zweiten Weltkrieg verloren. Ich bin mit meinem Mann nach Deutschland ausgewandert. Meine Eltern und meine Oma sind in Russland geblieben. Später folgten uns meine Schwiegermutter, ihre Schwägerin und ihre Familien. Bis heute finde ich, dass ich mich richtig entschieden habe. Schon immer wollte ich etwas anderes erleben als meine Eltern, etwas Neues entdecken. Ich fühle mich in Deutschland eigentlich wohl. Ich finde, dass dieses Land besser zu meinem Charakter passt als Russland, und ich denke, sogar besser als Israel.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Herzlichen Dank, dass Sie uns so viel über Ihre Motivation, Russland zu verlassen und den Weg hierher zu nehmen, berichtet haben. Elliot Shayle hat einen ganz anderen Grund gehabt, nach Marburg zu kommen. Erzählen auch Sie uns, was Sie aus England nach Marburg geführt hat.

ELLIOT SAMUEL SHAYLE: Für mich kam das Weggehen nach Deutschland sehr unerwartet. Ich hatte zwar immer ein Gefühl von Abenteuer in mir, wollte schon immer mehr von der Welt sehen und das Leben in anderen Ländern erleben. Aber Deutschland war, ehrlich gesagt, nie wirklich auf meinem Schirm als Ort, an dem ich vielleicht leben wollte. Vor der Pandemie dachte ich daran, nach Israel zu gehen, aber aus praktischen Gründen – wie der Arbeit und dem bürokratischen Aufwand, um dorthin zu gelangen – hat sich das nicht ergeben. Und so habe ich mich schließlich auf die Suche nach Promotionsmöglichkeiten gemacht, denn ich wollte unbedingt promovieren, was mich letztendlich nach Deutschland führte. Ich hatte große Angst, umzuziehen, weil es hier in Marburg keine britische Gemeinde gibt und ich wusste, dass ich irgendwie hilflos und weniger mit anderen Menschen oder Orten oder Dingen verbunden sein würde.

Da es also keine britische Gemeinschaft gibt und ich keine familiären Bindungen zu diesem Land, dieser Stadt oder dieser Universität habe, war ich sehr erleichtert, als ich herausfand, dass es hier eine Jüdische Gemeinde gibt. Denn das würde bedeuten, dass ich wenigstens nicht den Teil meiner Identität als jüdischer Mensch aufgeben müsste und zumindest mit anderen kosmopolitischen Menschen zusammen sein könnte – Menschen, die mich verstehen würden, wenn sie mich vielleicht auch nicht als Gast bei sich aufnahmen. Nun weiß ich, sie sind sehr gastfreundlich! Ich bin erleichtert, dies sagen zu können.

Eigentlich ist es eine ziemlich verrückte Geschichte, dass ich, obwohl ich noch nie in Marburg gewesen war, mit meinem ganzen Hab und Gut hierherzog. Ich sehe darin eine gewisse Parallele zu meinen Vorfahren, die nach London kamen, ohne vorherige Erfahrung mit dem Land, ohne dessen Sprache, ohne Wissen darüber, wo sie leben würden. Sie stiegen einfach eines Tages in ein Boot und kamen an. Ich wusste, dass mich ihr Blut – in einem sehr poetischen Sinne – durchfließt, darum wollte ich gewissermaßen in ihre Fußstapfen treten und mich einfach kopfüber in ein neues Leben und eine neue Welt stürzen. – Ich bin froh, dass ich es getan habe.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Vielen Dank Elliot. Ich denke, jetzt gehen wir weiter zu Joël Ben-Yehoshua und sind gespannt auf seine Erfahrung mit dem Weggehen.

JOËL BEN-YEHOSHUA: Ich habe den allergrößten Teil meines Lebens in Hessen gewohnt. Dennoch gibt es in meiner Familie ebenfalls viele Geschichten des Weggehens. Mit Blick auf meine jüdischen Vorfahren hat wahrscheinlich mein Urgroßvater nach der Oktober-Revolution Weißrussland, also Belarus, verlassen und ist in das damalige Palästina ausgewandert. Meine Urgroßmutter kommt aus einem Ort namens Munkatsch, heute Ukrainisch: Mukatschewo. Der Ort hat sehr oft die Nationalität gewechselt und ist heute Teil der Ukraine. Meine Urgroßmutter ist in den 1930er Jahren nach Palästina emigriert. In der deutschen Familie, also der Verwandtschaft mütterlicherseits, hat ebenfalls Vertreibung stattgefunden. Das trifft auf alle meine Großeltern zu. Die protestantische Familie stammt aus einem heute polnischen Gebiet und musste im Zweiten Weltkrieg fliehen. Hier in Hessen bestehen ebenso interessante genealogische Zusammenhänge. Mein langer Stammbaum geht zurück bis ins 15. Jahrhundert zum Rabbi von Katzenelnbogen,

heute in Rheinland-Pfalz gelegen und knapp 30 km von meinem Heimatort entfernt. Für mich ist es schön, zu wissen, dass meine Familie im Nassauer Land schon so lange präsent ist.

In Marburg habe ich acht Jahre gewohnt. Marburg ist der Ort, an dem ich mich politisiert habe, wo ich angefangen habe, mich mit Antisemitismus auseinanderzusetzen. Ich habe ab und zu auch Kontakt zur Jüdischen Gemeinde gehabt, auch mit Amnon Orbach. Amnon hat mich explizit eingeladen, wofür ich ihm dankbar bin. Aber es war schwierig, mich dort zugehörig zu fühlen. Ich habe eher Bezug zu Leuten in meinem Alter, zu Jüdinnen, Juden, Israelis.

Ich habe auch einen Gegenstand mitgebracht. Er kommt von einem Ort, der mir in Marburg besonders wichtig war, die linksradikale Kneipe H8. Diese gibt es nicht mehr. Für mich mit meiner Herkunft vom Land waren Linke eher anstrengend. Vor allem über meinen Namen und wenn

ISRAEL-FAHNE AUS DEM H8

Foto © Joël Ben-Yehoshua



ich erzählte, dass mein Vater aus Israel kommt, musste ich mir immer nervige Sachen anhören. Aber im H8 standen immer kleine Israel-Fahnen. Ich glaube, meistens auf dem Tresen. Das war für mich einfach schön, weil an diesem Ort kein Antisemitismus geduldet wurde. Darum hatte ich dort eine sehr gute Zeit und konnte mich auf eine Art und Weise politisieren, wie ich es anderswo nicht gekonnt hätte.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Vielen herzlichen Dank an alle Podiumsteilnehmer und -teilnehmerinnen. Ich denke, wir haben sehr vielfältige Lebensläufe und Situationen kennengelernt, die zum Weggehen geführt haben. Auch sehr tragische. Ich möchte ihnen nun gerne kurz die Möglichkeit geben, sich gegenseitig Fragen zu stellen oder auch etwas zu kommentieren.

ELLIOT SAMUEL SHAYLE: Joël, äußerlich wirkst Du auf mich sehr jüdisch. Und natürlich bist Du das auf jeden Fall. Aber ich frage mich: ob Du durch Deine nicht-jüdische Mutter eine komplexere Beziehung zu deiner deutschen Identität hast oder ein vielfältigeres Selbstverständnis. Du hast ferner diese „ererbte“ Verbindung mit diesem Land, diesem Staat. Ich hingegen habe immer das Gefühl, Großbritannien gegenüber distanziert zu sein, weil keiner meiner Vorfahren tatsächlich aus Großbritannien stammt.

JOËL BEN-YEHOSHUA: Das ist eine sehr interessante Frage. Ich bin auf dem Dorf aufgewachsen, und ich sehe mich irgendwie auch als Dorfmensch. Ich liebe es auf dem Dorf zu sein, ich mag den Wald, ich mag keine Städte. Ich glaube, das ist etwas, das sehr an mir hängen geblieben ist. Was das spezifisch Deutsche an meiner Mutter, an meiner Familie ist, könnte ich gar nicht sagen. Auf jeden Fall war aber die Frage „Bist Du Jude?“ für mich lange Zeit nicht so einfach zu beantworten. Das ist mir eben nicht in die Wiege

gelegt worden, sondern etwas, das ich mir erarbeiten musste, wofür ich mich entscheiden musste. Meine Eltern haben mir aber auch die Freiheit gegeben, mich zu entscheiden.

SUSANNE RODEMEIER: Vielen Dank. Ich denke, es ist an der Zeit, uns dem zweiten Schlüsselbegriff, mit dem wir diesen Abend hier überschrieben haben, zuzuwenden: „Ankommen“. Einigen von Euch war immer sehr bewusst, dass die Ankunft damit verbunden war, dass es keine Möglichkeit zur Rückkehr mehr gab. Für die Studenten in unserer Runde ist das ein wenig anders. Ihr könnt wieder zurückgehen, wenn irgendwann die Zeit im Ausland vorbei ist, wenn Ihr in ein weiteres Land oder wieder zurück in Euer Geburtsland ziehen wollt. Aber trotzdem haben wir erfahren, auch Ihr beide, die Ihr nicht unmittelbar eine Entwurzelung in der eigenen Familie miterlebt habt, befasst Euch mit den Schritten Eurer Vorfahren, die ihren Wohnort immer wieder wechselten. Ich möchte fragen, wie war es, an einem neuen Ort, in einer neuen Gesellschaft anzukommen? Habt Ihr das Gefühl, dass Ihr inzwischen angekommen seid? Und wenn ja, was oder wer hat Euch geholfen an dem Ort anzukommen? Wenn ihr bisher nicht angekommen seid, was fehlt eigentlich? Was wünscht Ihr Euch? Was würde zum Ankommen dazugehören?

Ich denke, wir richten die Frage wieder zuerst an Helen. Helen, ich habe das Gefühl, dass Du, obwohl Du bei der Ausreise Deiner Eltern noch nicht geboren warst, die schwerste Erfahrung mit dem Weggehen gemacht hast. Magst Du uns einen Einblick geben, wie es für Dich mit dem Ankommen war, oder vielleicht sogar bis heute ist?

HELEN ROTH DITTMER: Ich bin hier in Chicago wenige Monate nach der Ausreise meiner Eltern und Geschwister geboren worden. Ich habe das

Ankommen also von den Menschen um mich herum erfahren. Alle drei Geschwister mussten zur Schule gehen. So war ich mit meiner Mutter allein zu Hause. Ich begleitete sie zu den vom YMCA [deutsch: CVJM] angebotenen Englischkursen, diese waren ein wichtiger Teil ihres Ankommens. Eine Erleichterung waren Verwandte meiner Mutter um uns herum: Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, die fußläufig von uns wohnten, sodass wir emotionale und soziale Unterstützung erhielten. Am Samstagnachmittag gingen wir gewöhnlich zu einer der Tanten zum Kaffeetrinken, und ich bin sicher, dass man das in Roth viele Jahre zuvor auch so gemacht hat. Das war also eine Art Übertragung eines alten Brauchs, der das Ankommen hier leichter und handfester machte.

Zwei Dinge möchte ich noch hervorheben, die das Leben bestimmten. Erstens: meine Mutter hat nie Freunde außerhalb der Familie gefunden. Denn sie hat niemandem außerhalb der Familie getraut, auch nicht, wenn er Jude war. Ich weiß nicht, wie das in Roth war, aber hier war es so. Zweitens: Mein Vater hatte es mit dem Ankommen schwerer. Da er sehr viel gearbeitet hat, wurde sein Englisch nie so gut wie das meiner Mutter. Er hatte nicht viele Freunde; dazu hatte er gar keine Zeit, obwohl er geselliger war. Seinen Bruder Leopold zum Beispiel, der von 1938 bis 1962 in New York lebte, sah er in dieser ganzen Zeit dreimal: Einmal, als er mit unserer Familie in New York ankam, einmal, als Lee nach Chicago kam, und ein weiteres Mal, als mein Vater nach New York fuhr, um Lee und Tante Sedda zu besuchen, die aus Israel kam. Er konnte einfach weniger Beziehungen pflegen. Mit einem Freund, Josef Stern, war er in Nieder-Ohmen aufgewachsen. Als dessen Familie auf die Westside zog, sahen sie sich nur noch wenige Male, denn die Sterns fuhren kein Auto und wir ebenfalls nicht. Es funktionierte einfach nicht.

Ferner möchte ich anfügen: Ich glaube, das Gefühl des Ankommens wurde stärker, als es eine Synagoge für deutsch-jüdische Flüchtlinge gab. Habonim war die Synagoge, der wir angehörten. Meine Mutter hing wirklich sehr an diesen Gottesdiensten am Samstagmorgen. Der Bezug zur Gemeinde gab ihr ein Gefühl des Ankommens, glaube ich. Sie hat ihre Mutter nie vergessen, nie hat sie vergessen, was sie verloren hatte. Mein Vater hatte den Wunsch, mit seinen beiden Söhnen einen Lebensmittelladen oder eine Art Delikatessengeschäft zu eröffnen. Daraus wurde aber nie etwas. Denn seine Söhne hatten andere Ziele, sie strebten nach Bildung und Gelehrsamkeit, Erfolg und Leistung. Und es gelang ihnen. Sie waren erfolgreich, haben etwas erreicht. Ich denke, es ist völlig offensichtlich, und das muss für alle Flüchtlinge gelten, dass die Menschen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, niemals ein so ausgeprägtes Gefühl der Zugehörigkeit bekommen wie ihre Kinder, die aufgrund der Anstrengungen ihrer Eltern in der Lage sind, sich ein eigenes Leben aufzubauen.

SUSANNE RODEMEIER: Helen, ich würde gerne an Deine Gedanken anknüpfen und Judy fragen, ob Du denkst, dass es für die zweite Generation, die keine eigene Fluchterfahrung gemacht hat, einfacher ist? Du bist ja in Amerika geboren und hast immer dort gelebt. Was bedeutet die Erfahrung des Ankommens Deiner Eltern für Dich? Im Zusammenhang mit dem „Weggehen“ hast Du ja bereits angedeutet, dass diese Erfahrungen auch die nächste und sogar übernächste Generation beschäftigt? Ist das auch in Bezug auf das Ankommen so?

JUDITH ROTH: Zweifellos bin ich meinen Eltern, meinen Großeltern, meinem Onkel und meinen Tanten unendlich dankbar. Wir mussten keine Demütigungen erdulden und keinen eklatanten Antisemitismus erleben. Wir hatten so viel: eine

Kindheit, Schulbildung, Ferien, Geburtstage mit Spielzeug. Wir lebten in Sicherheit, und es gab ein tiefes Gefühl der Vorhersehbarkeit und wirtschaftlichen Stabilität.

Mein Vater, der als kleiner Junge nach Chicago kam, empfand ein tiefes Gefühl der Verbundenheit und Zugehörigkeit und stand seinem neuen Land unvoreingenommen gegenüber. Das haben wir gespürt. Meine Mutter hatte zwiespältige Gefühle. Sie war sich nie ganz sicher, ob sie in den USA bleiben oder nach Israel ziehen wollte, nie sicher, ob ihr die amerikanischen Sitten, die wir annahmen, gefielen. Sie war besorgt, dass wir „zu amerikanisch“ werden könnten – dass wir kulturelle Werte übernehmen könnten, die sie für oberflächlich hielt –, und ich glaube, sie war besorgt, dass wir für sie nicht mehr erkennbar werden könnten.

Keiner von beiden sprach viel über seine deutschen oder europäischen Wurzeln jenseits des Holocausts. Diese verschwanden, außer natürlich in den Speisen, die wir aßen, und in den Zusammenkünften mit meiner Großmutter. Im Laufe meiner Kindheit und meines Erwachsenwerdens änderte sich vieles. Deutschland war zunächst nur ein Schatten. Wie viele Juden wussten wir, dass wir keine in Deutschland hergestellten Produkte kaufen durften. Wir kontrollierten die Verpackungen. Das hat mit der Zeit nachgelassen. Aber erst als ich den Arbeitskreis in Roth kennenlernte, hörte es ganz auf, glaube ich. Und die Zeiten änderten sich. Deutschland wurde in unseren Köpfen zu einem Verbündeten, zu einem Land, zu dem wir eine Verbindung aufbauen wollten. Gleichzeitig suchten wir weiter nach Wegen, um zu begreifen, was in Europa geschehen war und was unsere Vorfahren uns hinterlassen hatten. Ich sehe das bei meiner Generation, und ich sehe es bei meinen Kindern.

Die Frage nach dem Ankommen birgt ein Risiko in sich, mit dem ich zu kämpfen habe: Wir müssen darauf achten, dass hier nicht die Hoffnung geteilt wird, dass wir von den Hinterlassenschaften, die wir tragen, befreit werden können – dass wir einen Abschluss anstreben und die Dinge für immer ruhen lassen können. Der Schatten des Holocausts lastet weiterhin auf uns, genau wie der Schatten der amerikanischen Sklaverei in meinem Land.

Meine Geschwister und ich sind in den USA verwurzelt und haben ein sehr erfülltes Leben. Wir haben so viel erhalten – Freizügigkeit, gute Bildung, Gesundheitsversorgung und wirtschaftliche Ressourcen. Gleichzeitig sind wir eine weiße Familie in den USA, die von strukturellen Ungleichheiten und Rassismus profitiert hat. Dem können wir nicht entkommen. Wir müssen uns fragen, was der Zuzug meiner Eltern gebracht hat und auf wessen Kosten. Meine Eltern hatten trotz des Erbes eines völkermörderischen Traumas ein unvorstellbares Leben, aber sie haben auch als weiße Migranten die Grenze übersprungen. Dieser Schatten ist etwas, mit dem meine Generation und die meiner Kinder rechnen müssen. Die Ankunft bringt schwierige Aufgaben und neue Fragen zur Rechenschaftspflicht und Wiedergutmachung mit sich. Es ist nicht leicht, darüber nachzudenken, dass die Häuser, die wir erworben haben, die Stadtteile, die wir bewohnen, und die Zufluchtsorte, in die wir investiert haben, auf Kosten anderer Menschen entstanden sind. Ich sage das als weiße amerikanische Jüdin, und ich sage das als jemand, der sich zutiefst für die in Israel/Palästina lebenden Menschen engagiert. Die Fragen unserer Ankunft haben mit dem Erbe des Holocausts und mit anderen unerbittlichen Unterdrückungen zu tun, die tiefe historische Wurzeln haben und auch heute noch sehr lebendig sind.

SUSANNE RODEMEIER: Liebe Judy, liebe Helen, mir fällt es schwer, Euch zu unterbrechen und eine weitere Antwort aus unserer Gesprächsrunde zu erbitten. Ganz herzlichen Dank für Eure Offenheit.

Ich möchte nun Polina Solovej bitten, lass' uns doch ebenfalls an deinen Gedanken und Erfahrungen teilhaben. Ich vermute, dass es Überschneidungen mit den Erlebnissen und Gedanken von Helen oder auch Judy gibt, aber sicherlich waren große Teile deiner Erfahrungen mit dem Ankommen, in diesem Fall in Deutschland, ganz andere.

POLINA SOLOVEJ: Wie bin ich in Deutschland angekommen? Wahrscheinlich wie die meisten Kontingentflüchtlinge landeten wir in einem Ausländerheim. Wir hatten bei allem aber auch Glück. Die nächste Bushaltestelle war nur fünfzehn Minuten Fußweg von uns entfernt. Das war wirklich ein großes Glück. Ausländerheime waren in den 1990er-Jahren angefüllt mit Kriegsflüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Georgien, aus Armenien. Zum ersten Mal war ich in dieser Situation mit vielen fremden Menschen zusammen. Auf sehr engem Raum, mit ständigem engen Kontakt waren unterschiedliche Kulturen untergebracht. Das war wirklich eine schreckliche Erfahrung.

Zum Unterschied: In Russland waren wir berufstätig, ich habe studiert, wir gehörten eigentlich zur Mittelschicht. In Deutschland sind wir plötzlich ganz unten gelandet. Wir wurden zu ganz armen Leuten und waren ohne Sprachkenntnisse. Das war wirklich ziemlich schrecklich. Du musst große Kraft aufbringen, um irgendwie nach oben zu kommen und wenigstens auf einer mittleren Position zu landen. Ich persönlich wollte weiter studieren. Ich dachte, in Deutschland kann ich in einem halben Jahr Deutsch lernen, und

dann werde ich studieren. Dann stellte ich aber fest, mein Schulzeugnis entsprach nicht dem Abitur, es wurde nicht als äquivalent anerkannt. Ich musste noch einmal für ein Jahr in die Schule gehen. Aber auch das half nur wenig. Immer wieder gab es Sprachprobleme, immer wieder verstanden wir die Behörden nicht. Das waren wirklich schwierige Zeiten. Auf der anderen Seite hat uns die Jüdische Gemeinde unglaublich viel geholfen. Dort trafen wir weitere Menschen, die die gleichen Probleme hatten. Sie wurden für mich zu einer Ersatzfamilie. In ihnen habe ich meine Oma, meine Tante, wenn auch in anderen Menschen, wiedergesehen.

Heute kann ich die Frage nach der Ankunft positiv beantworten, ja, wir sind angekommen. Wir stehen hier schon fest auf den Beinen. Die Kinder sind natürlich wie Deutsche. Man kann sie nicht von den deutschen Kindern unterscheiden. Aber bei mir ist es anders. Ich werde immer wieder gefragt: „Woher kommst Du?“ Ich weiß, ich muss jetzt den Rest meines Lebens so leben, weil mein Deutsch nicht perfekt ist. Deshalb werde ich immer anders wahrgenommen als alle anderen Menschen. Wenn ich zu einem Besuch nach Russland fahre, fühle ich mich aber auch nicht mehr zu Hause. Dort hat sich auch alles verändert, sodass ich auch dort die Regeln, die Gesetze nicht mehr verstehe. Ich fühle mich auch dort nicht mehr wohl.

SUSANNE RODEMEIER: Polina, darf ich kurz unterbrechen. Ich sehe, dass Du noch etwas vor Dir liegen hast? Hast Du etwas mitgebracht, über das Du etwas erzählen möchtest?

POLINA SOLOVEJ: Ja. Ich habe mich gefragt, was nehme ich mit? In meiner Jugend, als ich das erste Mal an einem Machane teilnahm, einer Jugendfreizeit für jüdische Kinder und junge Erwachsene, haben wir ein Handtuch mit einem Gebet zum Händewaschen bestickt. Und als ich

nach Deutschland abgereist bin, habe ich es mitgenommen, es ist immer bei mir.

SUSANNE RODEMEIER: Herzlichen Dank! Obwohl es sehr spannend wäre von Dir, Polina, noch mehr zu hören, möchten wir doch auf jeden Fall auch noch von Joël und von Elliot hören, was sie zum Thema „Ankommen“ sagen werden. Ich bin sehr gespannt, was Elliot nun erzählt.

ELLIOT SAMUEL SHAYLE: Ich würde gerne noch mehr zu meinem Hintergrund erklären. Ich hatte immer mehrere Identitäten, ich bin Jude, aber auch Brite. Aber ich habe mich auch immer sehr europäisch gefühlt – schon vor dem Brexit. Und eine Identität, die ich bisher noch nicht erwähnt habe, ist, dass ich auch behindert bin und daher nie zu 100 Prozent irgendwo hingehöre, denke ich. Als ich zum Beispiel in der Jüdischen Gemeinde aufwuchs, fühlte ich mich in meiner „jüdischen Blase“ im Norden Londons sehr wohl, wo ich bis zum Alter von 17 Jahren

POLINA SOLOVEJS SELBSTBESTICKTES HANDTUCH mit einem Gebet zum Händewaschen



Foto © Heike Luu

jüdische Schulen besuchte. Aber der Grund, warum ich sie mit 17 verließ, war, dass ich unter Berücksichtigung meiner Behinderung an dieser Schule sehr schlecht gefördert wurde. Diese Schule war ziemlich konservativ, und so ging ich schließlich zu einer kulturell sehr vielfältigen Schule in Nord-London, wo alle Einwanderer waren, wenn nicht der ersten, so doch der zweiten Generation. Obwohl ich mich also in der Jüdischen Gemeinde sehr wohl fühle, hatte ich auch das Gefühl, dass ich eher in kosmopolitische Räume gehöre. Aber dann wiederum kam ich nach Deutschland, wo ich noch nicht einmal die Sprache spreche. – Und ich spreche die Sprache immer noch nicht wirklich, sorry. – Es ist wirklich sehr schwer, weil ich mich an völlig neue Lebensweisen gewöhnen muss, die sich für mich immer noch sehr fremd anfühlen. Und obwohl ich mich definitiv dafür entschieden habe, nach Deutschland zu kommen, lag es auch daran, dass ich ein bisschen aus Großbritannien herausgedrängt wurde. Ich wollte unbedingt ein Promotionsstudium machen.

Ich habe mich nie irgendwo ganz zu Hause gefühlt oder das Gefühl gehabt als wäre ich an einem Ort ganz angekommen, weil mein ganzes Leben sehr wechselhaft war. Es war geprägt von Wachstum, neuen Orten, neuen Dingen, neuen Erfahrungen und neuen Menschen. Und hierher nach Marburg zu kommen ist ein weiterer Teil davon. Es ist definitiv der schwierigste Teil, den ich bisher erlebt habe. Als wir im Februar oder März das erste Vortreffen für diese Podiumsdiskussion hatten, lebte ich in einer anderen WG und machte eine andere Promotion als jetzt, und so bleibt es schwierig. Ich finde es aber toll, dass ich hier eine jüdische Gemeinde habe, in der ich mich verankert und eingebunden fühle. Aber ich glaube nicht, dass ich jemals ganz ankommen kann, und vielleicht sollte ich daraus eher Kraft schöpfen, als mich darin einzurichten. – Vielleicht.

SUSANNE RODEMEIER: Vielen Dank Elliot. Ich erinnere mich auch, dass Du in unserem Vorgespräch gesagt hast: „Eigentlich suche ich nach britischen Freunden. Die gibt's hier in Marburg irgendwie nicht“. Und jetzt habe ich den Eindruck, vielleicht ist es doch das Jüdische, das Dir Halt geben kann. Ich wünsche Dir viel Glück und alles Gute auf diesem Weg. Vielleicht trägt ja auch der heutige Abend dazu bei.

Joël, schade, dass Du jetzt der letzte auf dem Podium bist. Aber nichtsdestotrotz, auf jeden Fall weiß ich bereits aus unserem Vorgespräch, dass jetzt noch ein ganz spannender weiterer Punkt angesprochen wird, den wir bisher nicht erwähnt haben.

JOËL BEN-YEHOSHUA: Ich denke, ich verstehe, was Elliot gesagt hat. Vielleicht sind wir zu jung zum Ankommen, und es ist vielleicht auch gar nicht das Ziel. Mir geht es ähnlich. Ich bin eher ständig in Bewegung und mag das eigentlich auch. Worauf ich in dem Kontext eingehen kann, ist meine Entscheidung für das Judentum, die nicht selbstverständlich war.

Ein Freund von mir hat damit angefangen, lokal-historische Forschung zu den Juden aus meinem Heimatdorf zu treiben. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir, dass irgendwann ein Foto aus den 1930er Jahren mit jüdischen Kindern auftauchte, die ein Schild „... in Mensfelden 1932“ mit einem großen Davidstern hielten. Das war für mich ganz verrückt, zu sehen, dass es in meinem kleinen – ich sage mal bewusst „judenfreien“ – Dorf, einst Juden gab. Man sieht davon nichts mehr. Ich beschäftige mich seit vielen Jahren mit Antisemitismus, und eine der Philosophinnen, mit der ich mich auch viel beschäftigt habe, ist Hannah Arendt. Von ihr stammt der Spruch: „Wenn man als Jude angegriffen wird, muss man sich auch als Jude verteidigen.“ Hierbei habe ich das Gefühl, das ist etwas Wichtiges.

Eine unangenehme, aber wichtige Sache, die ich zum Ende gerne ansprechen möchte, kommt aus meiner Beschäftigung mit dem Antisemitismus. Gerade heute ist ein Bericht veröffentlicht worden von der „Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus“ in Thüringen, für die ich arbeite. Ich empfinde die Situation als ständigen Kampfmodus, wenn man sieht, was alles passiert. Der Bericht über antisemitische Vorfälle 2021 belegt, dass sieben Vorfälle pro Tag registriert wurden. Jeden sechsten Tag gab es einen Angriff. Darunter waren mehrere Fälle von extremer Gewalt. Der Documenta-Skandal in Kassel ist hier „um die Ecke“. Es ist wirklich sehr unangenehm, was derzeit geschieht, und wieviel gesellschaftlichen Rückhalt es gibt.

Ich glaube, es ist ein großes Problem, dass Antisemitismus in allen gesellschaftlichen und politischen Spektren präsent ist. Das führt dazu, dass sich alle gegen Antisemitismus aussprechen können, ohne wirklich etwas tun zu müssen: Rechte prangern den Antisemitismus der Linken und in migrantischen Milieus an, Linke den der Rechten und so weiter. Und den Antisemitismus in der Mitte der Gesellschaft sollte man natürlich auch nicht vergessen. Alle behaupten, sich gegen Antisemitismus einzusetzen, aber ohne dass es für den Einzelnen unangenehm wird. Denn es ist verdammt unangenehm sich einzugestehen, dass Antisemitismus als gesamtgesellschaftliches Phänomen auch vor Familie, Freund*innen und Kolleg*innen keinen Halt macht. Wer nicht vor der eigenen Haustür kehren möchte, praktiziert eine Art „Gratis-Solidarität“, schlimmstenfalls werden Juden und Jüdinnen dadurch schamlos instrumentalisiert. Damit wirklich etwas besser wird und nicht schlechter, darf man auch in den eigenen Kreisen, mag es auch weh tun, nicht schweigen, sondern sich dagegen aussprechen, sich klar dagegen positionieren. So

kann man vielleicht dazu beitragen, dass wir hier ankommen können und sich die deutsche Gesellschaft nicht in eine Richtung entwickelt, die das Ankommen für Jüdinnen und Juden auf jeden Fall schwerer macht.

SUSANNE RODEMEIER: Joël, Deine eindringlichen Worte möchte ich gerne als Schlusswort stehen lassen. Wir sind zwar an einen Punkt gelangt, an dem eine vertiefende Diskussion aller Beiträge sehr interessant wäre. Doch da unsere Zeit bereits fortgeschritten ist, möchte ich den weiteren Austausch auch mit Ihnen, dem Publikum, gerne in das Foyer verlagern, wo Getränke und Gebäck für uns bereitstehen. Ganz herzlichen Dank noch einmal allen auf dem Podium und unseren aus Amerika und Israel zugeschalteten Gästen, von denen wir uns an dieser Stelle verabschieden müssen, sowie Ihnen allen für Ihren Besuch unseres Podiumsgesprächs.

Auf der Suche nach jüdischer Musik: Ein Abend mit Jascha Nemtsov

Am 14. Juli 2022 führte der Pianist und Musikwissenschaftler Professor Jascha Nemtsov die Gäste im Rahmen eines Klavierkonzerts mit Musik und Erläuterungen durch den Abend in der Aula der Alten Universität der Philipps-Universität Marburg. Der Raum mit seinen riesigen, historischen Wandgemälden zeigt Motive aus der Gründungsgeschichte der Marburger Universität. Die Gemälde benötigen aus restauratorischen Gründen ein spezielles Raumklima, sodass eine Lüftung mit Frischluft von außen nicht möglich war. Der Raum durfte deshalb nur mit Mund-Nasenschutz betreten werden. Wer dennoch zu dem Konzertabend kam, wurde mit einem wunderbaren Konzert belohnt und erfuhr Unerwartetes über jüdische Komponisten.

Jascha Nemtsov wurde 1963 im sibirischen Magadan geboren. Er studierte am Staatlichen Konservatorium in Sankt Petersburg und lebt seit 1992 in Deutschland. Er wurde 2004 promoviert und habilitierte sich 2007. 2013 wurde er als Professor für Geschichte der jüdischen Musik an die Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar berufen. Darüber hinaus ist er Akademischer Direktor der Kantorenausbildung des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam, wo er ebenfalls lehrt. Nemtsov ist zudem Herausgeber der Schriftenreihe „Jüdische Musik. Studien und Quellen zur jüdischen Musikkultur“ im Harrassowitz Verlag in Wiesbaden. Seine wissenschaftlichen Arbeiten

konzentrieren sich auf jüdische Musik und jüdische Komponisten im 19. und 20. Jahrhundert sowie auf Themen wie „Nationalismus und Musik“, „Religion und Musik“ oder „Totalitarismus und Musik“. Als Pianist nahm er mehr als 40 CDs auf, die mehrfach international ausgezeichnet wurden. Die CD mit Sonaten für Violine und Klavier von Shostakovich und Weinberg mit dem Geiger Kolja Blacher erhielt 2007 den Preis der deutschen Schallplattenkritik. 2018 bekam Nemtsov den neugegründeten Opus Klassik Preis für seine Anthologie aus 5 CDs mit Klavierwerken des im Stalinismus verfolgten Komponisten Vsevolod Zaderatsky. 2020 erschien bei hänssler CLASSIC eine Box mit drei CDs seiner Ersteinspielungen der Coplas Sefardies des sephardischen Komponisten Alberto Hemsí (zusammen mit der Sopranistin Tehila Nini Goldstein). Nemtsovs aktuelle CD-Projekte enthalten wiederentdeckte Werke der herausragenden deutsch-jüdischen Komponisten Hans Heller und Bernhard Sekles, die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung wurden. Am 27. Januar 2012 und am 27. Januar 2022 spielte Nemtsov anlässlich des Tages des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus im Deutschen Bundestag.

Der folgende Text bezieht sich auf die Einführungen, die Jascha Nemtsov an diesem Konzertabend gegeben hat.



JASCHA NEMTSOV

Foto © Susanne Rodemeier

Das erste Musikstück, eine Mazurka von Władysław Szpilman (1911–2000), komponierte dieser 1942 im jüdischen Getto in Warschau. Der Anlass, die Mazurka zu komponieren, war ein besonderer: Die Nationalsozialisten hatten Musik von Frederik Chopin verboten, weil er als polnischer Nationalkomponist galt. Szpilman hat deshalb Stücke komponiert, die deutliche Adaptionen von Chopin sind. Berühmt wurde Szpilman, weil er die Musik zu dem auf dieser Autobiographie fußenden Film „Der Pianist“ von Roman Polanski komponierte.

Danach folgte eine Suite („Little Suite“) von Hans Heller (1898–1969). In Deutschland geboren, begann für Hans Heller im Zweiten Weltkrieg eine Odyssee, die auch eine Überlebensgeschichte ist, in der er verschiedene Lager, Zwangsarbeit erlebte und Deportationen in den Osten entkam. Die letzten Kriegsmonate überlebte er nur deshalb, weil er in einem Versteck durch die Französische Résistance versorgt wurde. Nach dem Krieg emigrierte Heller nach Amerika. Allerdings konnte

er dort nicht Fuß fassen, sodass sein Name und damit auch seine Musik in Vergessenheit gerieten. Der Osteuropa-Historiker Professor Wolfgang Eichwede, ein Neffe von Hans Heller war es, der Jascha Nemtsov auf Heller aufmerksam machte. Gemeinsam öffneten sie Hellers Nachlass und entdeckten bisher gänzlich unbekannte Werke. Sein „Requiem für den unbekannten Verfolgten“ konnte im Jahr 2021 in Erfurt mit dem MDR-Sinfonieorchester und dem MDR-Rundfunkchor uraufgeführt werden. Die „Little Suite“, die Nemtsov für das Publikum in Marburg spielte, hat Hans/John Heller in New York komponiert, bevor er 1955 nach Deutschland zurückkehrte.

Bernhard Sekles (1872–1934) war, anders als Hans Heller, in Deutschland Anfang des 20. Jahrhunderts ausgesprochen bekannt. Er war ein Frankfurter Urgestein, Komponist, Dirigent, Kompositionspädagoge, Lehrer von Paul Hindemith und Theodor W. Adorno. In den 1920er Jahren war Sekles Direktor des Hoch'schen Konservatoriums und unterrichtete dort die erste Jazz-Klasse

überhaupt. Die letzten Monate seines Lebens verbrachte er im jüdischen Altersheim. Dort komponierte er 23 klitzekleine „Fantasietten“. Zu der Zeit war Sekles bereits krank, was vermuten lassen würde, dass es sich um bedrückende Stücke handeln würde. Das Gegenteil ist der Fall: Die Stücke sprühen vor Lebendigkeit und Humor. Nemtsov entdeckte diesen Zyklus in der Bibliothek der Frankfurter Musikhochschule, wo Sekles Manuskripte aufbewahrt sind. Der in Marburg gespielte Zyklus ist mit „Fantasietten“ überschrieben. Sie wurden nie gedruckt, nie gespielt, bis sie 2020 von Jascha Nemtsov erstmals eingespielt wurden. Den Witz dieser Stücke ahnt man bereits, wenn man nur auf das letzte blickt. Es heißt „Fuge über den Ton C“, ein Stück, das sich nur um den Ton C bewegt, der vier Mal wiederholt wird.

Der Name Viktor Ullmann (1898–1944) ist seit etwa 30 Jahren wieder Teil des internationalen Musikrepertoires. Er gehörte zu den vielen jüdischen Musikern und Komponisten, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt wurden. Ullmann lebte seit Anfang der 1920er Jahre in Prag und wurde 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert – das sogenannte Vorzeigeghetto, das zu propagandistischen Zwecken missbraucht wurde. Dort konnte Ullmann weiterhin kreativ arbeiten und komponieren, bevor er nach Auschwitz transportiert und dort ermordet wurde. Er war zwar in eine jüdische Familie hineingeboren, wurde aber als Kind getauft und später zu einem glühenden Anhänger der Anthroposophie. Mit Judentum hatte Ullmann nie etwas zu tun, bis er nach Theresienstadt kam. Dort entwickelte er großes Interesse für jüdische Musik und für jüdische Kultur. Jüdische und hebräische Volkslieder bearbeitete und arrangierte er neu, zum Beispiel für Chor. In seiner 7. Klaviersonate „Variationen und Fuge über ein hebräisches Volkslied“ versucht er, verschiedene Kultursphären zu verbinden: Ein hebräisches Volkslied aus dem damaligen Palästina mit drei



JASCHA NEMTSOV

Foto © Susanne Rodemeier

anderen symbolträchtigen Motiven, bestehend aus einem lutherischen Choral, aus einem griechischen Choral und den Tönen „B-A-C-H“. Man kann das Stück als einen Versuch verstehen, in einer Welt, in der vieles auseinanderfällt, diese Teile wenigstens künstlerisch zu verbinden.

Während Viktor Ullmann erst im Lager Theresienstadt seine jüdische Identität für sich entdeckte, war das bei Joachim Stutschewsky (1891–1982) ganz anders. Er gehörte zu den Musikern, die ganz bewusst einen jüdischen Stil in der Musik gesucht und auch entwickelt haben. Stutschewsky stammte aus der heutigen Ukraine, wo er in eine Familie von Klezmerim hineingeboren wurde. Seit seiner Kindheit war er im Klezmer-Milieu aktiv, in dem sich alle Familienmitglieder beteiligten. Der junge Stutschewsky spielte zunächst Geige, dann Violoncello. Mit 16 Jahren wollte er eine richtige Musikausbildung bekommen. Deshalb ging er für sein Studium nach Leipzig, aber auch in die Schweiz und nach Österreich. Er gehörte zu dem

Kreis um Arnold Schönberg, weil auch er sich für neue Musik einsetzte. Ab den 1920er Jahren widmete er sich immer mehr der jüdischen Musik. Erst als Interpret, bald aber auch als Komponist, gründete er in Wien einen Verein zur Förderung jüdischer Musik und publizierte zu jüdischer Musik. Wenige Tage vor dem „Anschluss Österreichs“ 1938 floh er in die Schweiz und emigrierte Ende desselben Jahres nach Palästina. Dort und später in Israel hat er den Rest seines langen Lebens verbracht. Die vier jüdischen Tanzstücke, die Jascha Nemtsov an diesem Abend spielte, komponierte Stutschewsky 1931 in Wien. Sie basieren auf der chassidischen Kultur Osteuropas.

Es gab in Europa zu dieser Zeit mehrere nationale Strömungen oder Schulen, zu denen Komponisten wie Smetana und Dvořák in Tschechien, Edvard Grieg in Norwegen oder Jan Sibelius in Finnland gehörten. Einer der ersten Komponisten, die diese folkloristische oder neo-folkloristische Bewegung in der Musik beflügelten, war Franz Liszt (1811–1886). Nemtsov hat sein Werk in das Programm aufgenommen, weil es wichtig ist, um die jüdisch nationale Bewegung zu verstehen. Franz Liszt hat sich für die Musik von Sinti und Roma seiner ungarischen Heimat interessiert und deren Melodien in seinen ungarischen Rhapsodien verarbeitet. Allerdings ist es nicht ungarische nationale Folklore, sondern die Folklore der Sinti und Roma. Auch die Rhapsodie Nr. 13, die Nemtsov in Marburg spielte, enthält mehrere authentische Volksmelodien der Sinti und Roma. Liszt versuchte, auf dem Klavier die Art des Musizierens und den Klang der „Volksinstrumente“ zu imitieren. Laut Nemtsov sind die Musik der Sinti und Roma und die Musik der jüdischen Klezmer-Kapellen sehr ähnlich. Es handelt sich um verwandte Musikinstrumente, aber auch die Art der musikalischen Performanz ist ähnlich und oft musizieren beide Ensembles gemeinsam oder ersetzen einander.

Es handelt sich hier um eine sehr interessante transkulturelle musikalische Identität im östlichen Europa.

Nach der Ungarischen Rhapsodie von Franz Liszt beendete Jascha Nemtsov den Abend mit einer Jüdischen Rhapsodie von Juliusz Wolfsohn (1880–1944). Wolfsohn war so etwas wie ein Enkelschüler von Franz Liszt und orientierte sich auch stilistisch stark an Liszt als Vorbild. Er wurde in Warschau geboren, studierte in Russland und verbrachte den größten Teil seines Lebens in Wien. Er hat sich als Pianist, als Interpret romantischer Musik neben Liszt und Chopin einen Namen gemacht und schließlich auch als Komponist. Als Komponist hat er ausschließlich im jüdischen Stil gearbeitet. Die osteuropäische jüdische Folklore kannte er sehr gut und hat eine ganze Reihe von virtuosen Werken auf Basis dieser jüdischen Folklore veröffentlicht. Wolfsohn ist 1938, nach dem „Anschluss Österreichs“, nach New York geflohen. Niemand weiß, was aus seinem Nachlass geworden ist. Erhalten sind nur die Werke, die zu seinen Lebzeiten in Wien publiziert wurden. Dazu zählt auch die Jüdische Rhapsodie. Sie ist in einer zweiteiligen Form komponiert, zunächst eine langsame Einleitung und dann ein tänzerisches Finale. Auch Wolfsohn versucht, auf dem Klavier den Klang der Volksinstrumente nachzuahmen, ganz besonders die Zimbel.

Als Zugabe schenkte Nemtsov dem Publikum ein „Lied ohne Worte“ der jüdischen Komponistin Fanny Hensel Mendelssohn (1805 – 1847), die erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt wurde. Sie war die ältere Schwester von Felix Mendelssohn Bartholdy. Zu Lebzeiten durfte sie nicht unter ihrem eigenen Namen auftreten, weil ihre Familie eine Frau als Komponistin als unschicklich ansah. Einige ihrer Lieder wurden unter dem Namen ihres Bruders veröffentlicht.

Beschwingter Abschluss der Ausstellung mit Kabarett von Aliosha Biz

Die Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg“ hatte ein Vierteljahr gezeigt, wie Erinnerung unser tägliches Leben bestimmt. Die Universitätsstadt Marburg und die Religionskundliche Sammlung der Philipps Universität luden zu einem beschwingten Ausklang einer Ausstellung ein, die ihrerseits das jüdische Leben – und auch das jüdisch-russische Leben – spiegelte. Die Ausstellung schloss am 24. August 2022 im historischen Rathaussaal mit einer Veranstaltung, bei der der Musiker und Kabarettist Aliosha Biz den russisch-jüdischen Alltag aus ungewöhnlicher Perspektive und unter Einbeziehung seiner eigenen Geschichte in den Blick nahm. „Der Fiddler ohne Ruf“ war ein russisch-jüdischer Kabarett-Reigen mit „a bissele a Muzik“ und viel politisch inkorrektem, slawischem, jüdischem und sonstigem Humor.

Das passte aus mehreren Gründen. Einerseits stammen viele Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft aus Osteuropa. So war es nicht unwahrscheinlich, dass nicht nur die Mitwirkenden an der Ausstellung, sondern auch viele ihrer Besucher*innen etliches aus dem Programm

schmunzelnd wiedererkannten und manches staunend neu entdeckten. Andererseits folgte diese Veranstaltung dem Humor, der im Zusammenhang mit jüdischen Themen und im Hinblick auf die Weltlage, wenn man den Worten des jüdischen Regisseurs und Schauspielers Dani Levy folgt, ermutigt:



„Dutzende Male sollte ich schon erklären, was es mit diesem jüdischen Humor auf sich hat. Natürlich, er ist selbstironisch, leidgeprüft und paradox. Er sieht den Menschen als Problemfall, Gott als überfordert und die Psychiater überteuert. Aber was diesen Humor so anziehend macht, weswegen wir ihn lieben, ist seine zutiefst ermutigende Wirkung. Das Gelächter, falls es denn überhaupt welches gibt, kommt aus dem Herzen, aus dem Zentrum der Lebensplanung.“¹⁵

¹⁵ LEVY, Dani: „Jetzt mal Tacheles“. Die jüdischen Lieblingsswitze von Paul Spiegel. (Hrsg v. Dina und Leonie Spiegel) Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2009: S. 8.



ALIOSHA BIZ

Foto © Monika Bunk

ALIOSHA BIZ wurde in Moskau geboren. Wie alle sowjetischen Kinder musste er bei der Erd-äpfelernte helfen. Als diese für ihn als Zumutung empfundene Kindheit vorbei war, entschied er sich eines Tages, in die Stadt seiner Großeltern, nach Wien überzusiedeln, wo er noch am selben Abend am Südbahnhof ausstieg. Heute unterhält

der Künstler sein Publikum mit skurrilen russisch-jüdischen Geschichten, lässt Oligarchen als politische Strippenzieher auftreten und erklärt, wie man als Osteuropäer Tiroler Dialekt sprechen lernt. Er begleitet sich selbst auf der Geige, wie er es schon in seiner Kindheit in Moskau machen musste – nur heute entscheidet er selbst, wann er spielen möchte.